

Vom Vorarlberger Haus

Autor(en): **Schlatter, S.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Schweizerisches Archiv für Volkskunde = Archives suisses des traditions populaires**

Band (Jahr): **19 (1915)**

PDF erstellt am: **05.08.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-111739>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

45. Ein Pfeifchen, ein Mädchen und Wein,
 Das nenne im Leben stets dein,
 Dem übrigen lerne entsagen,
 Und lerne dein Schicksal ertragen,
 So wirst du zufrieden stets sein.
46. Dass dich das Wetter — der Liebe bescheine,
 Der Donner zerschlage — dem Missmut die Beine,
 Dich treffe der Blitz — von zärtlichen Blicken,
 Dir wünsch ich den Teufel — weit hinter dem Rücken.
47. Von Ferne sehn ein Mädchen stehn
 Und es nicht dürfen küssen,
 Ist wie an einer Quelle stehn
 Und dennoch dürsten müssen.
- Kt. Zürich:
1. Aus Liebe und aus Dankbarkeit
 Schenk ich dir dieses Ei
 Und wünsch, dass deine Lebenszeit
 Recht froh und glücklich sei.
2. Mögest du bleiben so lange gesund,
 Bis dieses Eilein wieget ein Pfund.

Vom Vorarlberger Haus.

Ein Buch liegt vor mir, wie wir uns viele wünschten und leider wenige haben, wenigstens auf unserm schweizerischen Gebiete. Denn seit dem Tode des eifrigen Hausforschers Dr. J. Hunziker, dessen grosses Werk über das schweizerische Bauernhaus erst nachher von Herrn Prof. Dr. G. Jeklin in Chur herausgegeben wurde, ist dieses Feld der volkskundlichen Arbeit ganz brach liegen geblieben. Um so mehr muss uns das 1913 in München erschienene Werk interessieren: Das Bauernhaus des Walgaues und der Walsenrischen Bergtäler Voralbergs, einschliesslich des Montavon von Architekt Dr. ing. Georg Baumeister in Bregenz. Er heisst es selbst: Beiträge zur Hausforschung im Alemanisch-romanischem Grenzgebiet. Und dieses ist ja ein Gebiet dessen Haupt- und Stammland auf Schweizerboden liegt und früher in viel stärkeren Beziehungen zu uns lag als heute. Durch die viel treuere Erhaltung mancher alter Formen kann aus jenen Gegenden sogar manches Licht auf das Werden unseres Hauses zurückfallen, während wieder Vieles, wie die Walser und was sie mitbrachten, von uns dort hinüber geflutet ist. Trotzdem das Buch von einem Architekten geschrieben ist, beschäftigt es sich doch nicht ausschliesslich mit dem rein Baulichen, wie manche ältere Werke über das Schweizerhaus, z. B. dasjenige von Graffenried und Stürler (Bern 1844) und auch Gladbachs schöne Arbeiten. Er will vielmehr „möglichst gründlich und allgemein in das Verständnis der Wohnverhältnisse eindringen“ . . . und bemüht sich, „ausser der praktisch-konstruktiven und ästhetisch-architektonischen Erläuterung, auch den Zusammenhang mit dem Volksleben und seiner ganzen Kultur zu geben.“

So beginnt auch der erste Abschnitt, der speziell das Bauernhaus des Walgau (das Illtal von Feldkirch aufwärts bis zur Einmündung der Alfenz hinter Bludenz) behandelt, mit einer Schilderung der Siedlungs-, Wirtschafts- und Rechtsverhältnisse in keltischer, römischer und fränkischer Zeit, im spätern Mittelalter und in der Neuzeit. Das II. Kapitel behandelt die Dorfanlage, die grösstenteils sich als das uralte deutsche Haufendorf darstellt. Wenige Ausnahmen bilden Rungelin und Ludesch als romanische Strassendörfer mit regelmässiger der Strasse zugekehrten Giebeln. Der in den anstossenden ostschweizerischen Gegenden so häufige Einzelhof, kommt in der Ebene wenigstens fast gar nicht vor. Hochinteressant für uns ist das III. Kapitel über Haus und Hof in ältester Zeit. Baumeister spricht den Ständerbau als mindestens so alt wie den Block-

bau an. Er scheint in dieser Gegend, wie mancherorts, dem Blockbau sogar vorausgegangen zu sein. Die Heidenkeller und Heidenhäuser, die sich in Gofis und Dums noch in grösserer Zahl, vereinzelt aber auch in Bludesch finden, sind ganz merkwürdige, uralte Bauwerke. Es sind in der Hauptsache grosse, meist ebenerdig liegende Räume mit starken Umfassungsmauern aus Bruchsteinen, mit einem halbkreisförmigen Tonnengewölbe überdeckt, das im Scheitel bis zu 1,20 m Dicke hat. Sie haben sehr grosse Dimensionen, von 25 m² bis zu 50 m², kleine, rundbogige Türen und schmale, sich nach innen erweiternde Fensterchen. In Bludesch ist ein Haus erhalten, in dem sich bis vor wenigen Jahren noch als Wohnräume benutzte Gewölbe fanden. Es reihten sich von der Strasse aus hintereinander eine Küche und eine Stube. Seitlich daran schloss sich ein von der Küche aus zugänglicher Vorkeller mit der Steintreppe zum grossen Kellergewölbe. Das merkwürdigste ist, dass in der mit so starken Mauern umschlossenen Stube eine 15 cm starke Riegelwand eingebaut war, 1,50 m hoch hinaufgehend. Darüber befand sich ein segmentförmiges selbstständiges Holzgewölbe, aus profilierten Balken mit dazwischen eingenuteten Dielen bestehend, also in gleicher Konstruktion wie unsre „Schossdecken“, durch einen isolierenden Luftraum vom Mauergewölbe darüber getrennt. Wer denkt da nicht sofort an die verwandte Konstruktion der Stuben in unsern Engadinerhäusern, in denen auch eine Holzwand innert der Mauer sich findet? Die Anordnung ist allerdings etwas anders. Die innere Wand ist im Engadin eine, zuerst aufgestellte Blockwand, die nachher mit der Mauer ummantelt wurde, während die Wallgauer Riegelwand doch wohl nachträglich innert die Mauer eingebaut wurde. Auch wird kaum irgendwo die im Engadin allgemein in den Stuben übliche Holzdecke noch von einem gemauerten Gewölbe überdeckt sein. Baumeister datiert aber diese Bauten und Baureste bis in die merovingische Zeit hinauf, diejenigen in Gofis mögen sogar noch in Römerzeiten entstanden sein. Unsere Engadinerhäuser sind aber alle viel jünger; es liegen manche Jahrhunderte der Entwicklung dazwischen. So ist der Gedanke naheliegend, in jenen Heidenhäusern eine alte Form unseres rhätoromanischen Hauses zu suchen.

Im IV. Kapitel bespricht der Verfasser die seit dem Ausgang des Mittelalters vorkommenden Grundrisstypen. Bis vor etwa drei Jahrhunderten waren Haus- und Stallscheunen allgemein voneinander getrennt. Sie wurden erst nach und nach unter einem Dach vereinigt, und zwar in fortlaufenden Firstlinien, nicht wie in den benachbarten appenzellisch beeinflussten Schweizergebieten in T-Form zusammengedrückt.

Er unterscheidet in der Hauptsache zwei Grundrissformen nebeneinander, eine ursprünglich dreizellige und eine zweizellige. Die Dreiräumigkeit ist heute namentlich an vollständig gemauerten Häusern erhalten. Das Haus teilt sich der Länge nach in die Stube, Küche („hus“ genannt) und Vorratsraum. Der Hauseingang führt direkt in die Küche. An die andere Seite reiht sich oft noch ein Schopf und neuerdings eine Kammer neben der Stube an. Neben dieser Form kommt die zweite, im Gegensatz zu ihr rein germanische vor, die nur aus der südwestlich liegenden Stube und der Küche dahinter besteht, mit ostseitigem Eingang in letztere. Das beschriebene dreiräumige Haus ist auf Schweizerboden meines Wissens nur in den Maiensäss- und Vorwinterungshütten erhalten, wo der Milkeller hinter der Küche den dritten Raum bildet, während die zweizellige Form die ursprüngliche Gestalt des ganzen schweizerischen „Länderhauses“ darstellt. Die im V. Kapitel behandelte Konstruktion des Block-

baues weist eine Verschiedenheit von der schweizerischen auf, die mir selbst schon dicht am Rhein, in Brederis bei Rankwil, aufgefallen ist. Die Gwätt- oder Strickköpfe sind nicht gleich lang abgeschnitten, sondern der beim Überblatten an den Hausecken stärker bleibende Wandbalken allein springt als Kopf vor, so dass eine in den Schichten abwechselnde Abzahnung entsteht. Hauptsächlich in den ältesten Gebäuden von Göfis hat sich eine Ständerkonstruktion mit eingefügten Wanddielen erhalten, die sonst im Vorarlberg nicht mehr vorkommt, aber offenbar mit der in alten Bauten des Thurgau- und Zürichbietes noch zu sehenden sowie mit der schwarzwälderischen übereinstimmt. Diese Zimmerungen stehen meist auf den uralten „Heidenkellern“, mit von diesen unabhängigen Grundriss, was dafür spricht, dass die beiden Geschosse aus ganz anderer Zeit, vielleicht ganz anderem Volkstum, romanischem und germanischem, stammen. Für ihr hohes Alter spricht die Verwendung des Holzes der seit Jahrhunderten dort ausgestorbenen Edelkastanie zu Schwellen und Säulen! Der offene Ständerwerkgiebel, der im sog. Werdenfellerland, im obern Inntal und Vintschgau so reich ausgebildet ist, im übrigen Vorarlberg aber gar nicht vorkommt, ist im Walgau allgemein, wenn auch einfacher. Wir haben ihn im untern Engadin und seinen Ausläufern, vereinzelt bis nach Katzis im Domleschg hinunter, und in ein paar versprengten Exemplaren in der Herrschaft, z. B. in Malans. Im VIII. Kapitel führt der Verfasser seine Leser auf interessanter Wanderung durch sein Gebiet, zur Betrachtung örtlicher Eigenart und einzelner Gebäude. Da interessiert uns besonders das Dorf Düns, das ganz einem Schweizerdorf ähnlich sehe. Die Fenster sind im Gegensatz zu den benachbarten Dörfern mehrfach gekuppelt und mit „Zugladen“ versehen, die mit ihren malerischen Rahmen vor die Blockwände vortreten. Diese schweizerischen Eigenarten hängen vielleicht mit der alten kirchlichen Zugehörigkeit zum Stift Einsiedeln zusammen, das meist schweizerische Pfarrherren hinschickte. Zusammenfassend reiht Baumeister das Walgauerhaus in seiner äussern Erscheinung, geputztes Mauerwerk mit offenem Ständergiebel, in den Ober-Inntalertypus ein. Es fehlen hier allerdings die dort so charakteristischen Erker, sonst aber stimmen ältere Häuser oft völlig mit Graubündnertypen zusammen.

Örtlich zwar nicht, aber sachlich noch näher rückt uns das im II. Abschnitt behandelte Haus der Walserischen Bergtäler Vorarlbergs und des Montavon. Es sind ausser den letzteren das Damülser-, Brandner-, kleine und grosse Walserthal, das Laternsertal, der Tannberg (oberstes Lechtal). Sie waren alle wegen ihrer Abgeschlossenheit und Unwirtlichkeit bis gegen Ende des 14. Jahrhunderts von keltisch-rhätischen und romanischen Überresten nur sehr dünn bevölkert und wurden um diese Zeit ziemlich gleichmässig von dem über Lichtenstein einwandernden Volke der Walser besiedelt.¹⁾ Sie kamen wahrscheinlich aus dem Saastal oder Nikolaital im Wallis. Nur alte Flur-, Orts- und Bergnamen erinnern noch an ursprünglich romanisches Land, sonst ist alles: Haus, Besiedelungsweise etc. durchaus deutsch. So herrscht der Einzelhof, die Heimat („Hoamat“), unbedingt vor. Dem alten Wege folgend, zieht sich z. B. im grossen Walsertale eine weite Lücken aufweisende Häuserreihe hin, die sich in der Nähe des Pfarren etwas verdichtet, nirgends aber zum eigentlichen Dorfe zusammen schliesst. Kleine Seitenwege führen zu höher und tiefer gelegenen

¹⁾ Über die ganze Walliserbesiedlung vgl. jetzt K. BOHNENBERGER, Die Mundart der deutschen Walliser. Frauenfeld 1913, § 16 fg.; Graubünden und Vorarlberg: § 19.

Häusern, Haus und Scheune sind fast immer getrennt, der Hausfirst steht immer rechtwinklig zur Berglehne, so dass der Giebel ins Tal hinunter schaut, die Scheune ohne bestimmte Regel in der Nähe des Hauses, beide zusammen im „Baumgarten“, oft ziemlich entfernt von den übrigen Gütern. Alles also ganz wie in unsern walserschen und stark alemannisch gefärbten Gegenden. Auch das Haus gehört unbedingt zur grossen Gruppe des schweizerischen „Länderhauses“ und ist besonders dem Prättigauerhause mehr verwandt. Es ist darum nicht nötig, hier näher auf die Grundrissanordnung einzugehen. Dass Stube und Küche meistens an der Giebelseite nebeneinander, statt hintereinander liegen, so dass auch der Eingang an der Giebelseite sich befindet, ist eine Abweichung von der schweizerischen Regel. Immerhin finden wir diese Anordnung vereinzelt auch in gewissen Gebieten bei uns, z. B. am linken Ufer des Wallensees, in Obstalden und Filzbach. Verwandt mit denjenigen der gleichartigen Schweizergebiete sind auch die zahllosen, zerstreuten Wirtschaftsgebäude, die „Heuställe“, Maiensässe, Senn- und Alphütten, Milchkeller etc. Leider geht auch hier, wie in manchen unserer Hochtäler, die Bevölkerung sehr stark zurück, so sehr, dass z. B. die Gemeinde Damüls heute eben so viele Häuser als Einwohner zählt. Die Wanderung durch das Gebiet im IX. Kapitel zeigt viel schöne interessante Einzelobjekte. Die dabei vorgenommenen Vergleiche mit dem Walliser- und „Walserhause“ Graubündens stützen sich zum grossen Teil auf Hunzikers Aufstellungen, die eben leider gerade nicht allzu zuverlässig sind. Zu den Walsern sind auch die Bewohner des obern Lechtales zu zählen. Sie erhielten früh ein eigenes Gericht „auf dem Tannberg“. Auch ihr Haus, das zwar eine Reihe rhätoromanischer Überlieferungen aufweist, besonders in der reichlichen Verwendung von Mauerwerk, mahnt doch stark an deutschen Einfluss, vielleicht direkten Walliser.

In Montavon herrschen überall noch die romanischen Berg-, Flur-, und Ortsnamen vor. Ulrich Campell berichtet auch, dass im Jahr 1570 der Walser Dialekt gesprochen werde, alte Leute aber noch rhätisch reden. So kommen auch zwei Haustypen nebeneinander vor, der vorarlbergisch-walserische, mit Ausnahme der Herdwand in reinem Blockbau mit traufseitigem Eingang, und ein gemauerter mit der Haustüre an der Giebelseite. Bei beiden Hausarten sind Wohnhaus und Stallscheune von einander getrennt.

Am St. Bartholomäberg und im sog. Silbertale aber sitzt wieder eine walserschen-deutsche Bevölkerung, untermischt mit Nachkommen der alten Bergleute, der „Silberer“. Diese wohnt im walserschen Blockhaus, das in einigen reizenden Beispielen näher beschrieben ist. Im X. Kapitel vergleicht der Verfasser das vorarlbergische Walserhaus mit dem des Oberwallis. Da findet er den klarsten Zusammenhang auf sprachlichem Gebiet. Er stellt eine ganze Anzahl völlig gleichlautender Beziehungen für einzelne Bauteile aus beiden Gegenden zusammen. Und schliesslich sucht er Beziehungen des mehr romanischen Haustyps mit den bei Ausgrabungen in Bregenz gefundenen römischen Hausüberresten. Er kommt dabei zum Schluss, dass der oberdeutsche Wohnhaustyp enger mit dem spätrömisch-alpenländischen Element zusammenhänge, als man in der Regel anzunehmen geneigt ist. Im ganzen alten Verbreitungsgebiet des oberdeutschen Hauses hatten wir ehemals römischen Kultureinfluss. Überall, wo sich römisch-rhätische Kulturreste erhalten hatten, verstanden es die vordringenden Germanen, sich dieselben auch in den Wohnungsverhältnissen nutzbar zu machen.

Leider sind die baulichen Überreste aus römischer Zeit, besonders solche von einfachen ländlichen Wohnhäusern, bei uns auf Schweizerboden so spärlich, dass es schwer hält, wirkliche Belege für diesen gewiss durchaus annehmbaren Schluss aufzuweisen. Auch ist bei uns meines Wissens kaum irgend etwas erhalten geblieben, was sich mit den Heidenhäusern und Kellern von Göfis etc. zusammenstellen liesse.

* * *

Warum besprechen wir ein nichtschweizerisches Buch so eingehend? Weil wir das demselben vorausgehende Studium des Bauernhauses, die Hausforschung im allgemeinen als einen ganz hervorragenden Teil der Volkskunde betrachten. Man muss sich nur ein wenig da hinein gemacht haben, so drängen sich einem ungezählte Fragen interessantester Art auf. Und dieses grosse schöne, reiche Forschungsgebiet ist bei uns gegenwärtig so gut wie ungepflegt. Auf die Bedeutung des Anfangs berührten Hunzikerschen Werkes kommen wir vielleicht später einmal zurück. Stelle man sich zu ihm, wie man will, unter keinen Umständen darf damit die Arbeit als abgeschlossen betrachtet werden. Sie ist vielmehr damit erst begonnen. Hunziker trug Bausteine zusammen, er setzte sie oft falsch aufeinander. Noch ist unendlich viel weiter zu sammeln, zusammenzustellen, zu sichten, neue Schlüsse daraus zu ziehen, verwandtschaftliche Zusammenhänge zu suchen. Und es sollte rasch geschehen, jeder Tag zehrt am alten Vorrat. Es sollten sich jüngere Forscher dran machen, irgend ein ihnen naheliegendes Gebiet sorgfältig, Haus um Haus zu untersuchen, aufzuzeichnen, zu photographieren, zu beschreiben, das Verwandte des betreffenden Gebietes herauszuschälen.

Ausserordentlich wichtig wäre auch die Sammlung des ganzen, mit dem Hause zusammenhängenden Wortschatzes in gleicher Weise. Jede Bezeichnung einzelner Räume, Hausteile, Konstruktionsarten ist wichtig und kann oft interessanten Aufschluss geben. So findet Baumeister in Damüls die Bezeichnung „wetten“ für das in den benachbarten Gebieten der Schweiz übliche Wort „stricken“ (Aufführen der Blockwand), was auf die Herkunft aus dem Wallis hindeutet. Es ist allerdings eine etwas schwere Aufgabe, da sie eine Kombination von Kenntnissen und Fähigkeiten voraussetzt, die sich selten in einer Person zusammenfinden. Der eine Teil der Arbeit erfordert fast den Techniker. Es sind Grundrisse, Konstruktions- und Schmuckdetails aufzunehmen und sachgemäss aufzuzeichnen, und der andere den Philologen. Dass auch manche historische Frage sich aufrollt, dass man da und dort der Familiengeschichte eines einzelnen Hauses nachgehen möchte, trägt mit zur Vielgestaltigkeit der Sache bei. Kulturhistorische Einflüsse zeigen sich als stark mitwirkend bei der Entwicklung des Haustyps einzelner Gegenden. Es hat also jeder ein Interesse, dabei mitzuhelfen. Der Architekt oder Techniker, der Amateurphotograph, der Zeichner, der Philologe, der Historiker. Am wertvollsten wäre ein gemeinsames Arbeiten beider Richtungen, der technischen und der gelehrten. Hunziker wäre in vielen Fällen nicht auf seine falschen Schlüsse gekommen, wenn er einen Baufachmann hätte zu Rate ziehen können, und diesem ist meist der Apparat der Sprachforschung unzugänglich. Darum liegt auch der Wert des mit grossen Mitteln und vielem Krafteinsatz entstandenen Werkes des schweiz. Ingenieur-Architektenvereins über das schweiz. Bauernhaus nicht in seinem textlichen Teil, sondern nur in der reichen Materialsammlung, die in den Tafeln enthalten ist.

Wer macht sich dran?

St. Gallen

S. Schlatter.